

Brigitte Hasenjürgen

Über Rassismus sprechen (lernen)

Beim Schreiben dieses Artikels stolperte ich über die Zeitungsmeldung von der fristlosen Kündigung eines Weißen Mannes, der seinen Schwarzen Kollegen in einem Wortgefecht rassistisch mit Affenlauten beleidigt hatte; beide waren Betriebsräte und arbeiteten in einem Logistikunternehmen. Die Klagen des gekündigten Mannes vor dem Arbeits- wie Landesarbeitsgericht und schließlich vor dem Bundesverfassungsgericht wurden abgewiesen. Die Gerichte zeigten auf, welche Inhalte die Affenlaute transportierten. „Hör auf zu reden und tue nicht so, als könntest du denken!“ oder „Ich sehe in dir einen Primaten, der sich nahezu kommunikationsunfähig auf dem geistigen Niveau eines zweijährigen Kindes bewegt.“ Es handele sich nicht um eine derbe Beleidigung wie „Arschloch“, sondern um eine rassistische Diskriminierung. Eine derartige menschenverachtende Äußerung sei auch mit der Meinungsfreiheit nicht zu rechtfertigen. Der Kläger hätte der Kündigung entgehen können, wenn er sich bei seinem Kollegen entschuldigt hätte, doch er habe sich völlig uneinsichtig gezeigt, obwohl er auf die verletzendende Wirkung der Laute hingewiesen wurde (Rath 2020).

Diese Urteilsfindung wäre vor einigen Jahren noch wenig wahrscheinlich gewesen und ist auch heute noch nicht selbstverständlich. Doch sie macht deutlich, dass Rassismus kein Tabu mehr ist. Dank der seit Jahrzehnten wirkenden antirassistischen und (post-) migrantischen Bewegungen wird seit einigen Jahren auch in der breiten Öffentlichkeit offener über Rassismus gesprochen. In der Politik werden Studien zu rassistischen Haltungen in der Bevölkerung in Auftrag gegeben, Polizei und Militär sehen sich mit Vorwürfen zu rassistischen Verhaltensmustern konfrontiert und pädagogische Einrichtungen beginnen damit, antirassistische Haltungen und rassismuskritische Kompetenzen als Voraussetzungen für professionelles Handeln einzufordern. Rassismus steht zunehmend auch auf der Agenda der politischen Bildung (APuZ 2020) und der Hochschulen (Hasenjürgen 2021). Nicht zuletzt verändert sich unsere Sprache und wir lernen neue Bezeichnungen und Schreibweisen kennen: Aktivist*innen nennen sich PoC oder BPoC¹ und es wird von Weißen und Schwarzen Menschen² gesprochen.

¹ PoC steht für Person of Color oder im Plural People of Color; Deutsch auch: Menschen of Color, Münsteraner*in of Color oder Supervisor*innen of Color. BPoC für Black und People of Color; z.B. Schwarze und Münsteraner*in of Color. Zunehmend findet sich die Abkürzung BIPoC: Black, Indigenous und People of Color. Diese Selbstbezeichnungen stammen aus US und britischen Diskursen und meinen Menschen, die von Rassismus in einer weißen Mehrheitsgesellschaft betroffen sind. In Deutschland werden sie sowohl in den sozialen Bewegungen wie in der rassismuskritischen Forschung verwendet.

² Aus einem Interview mit der Antidiskriminierungsexpertin Tupoka Ogette: Die Begriffe "Schwarz" und "Weiß" werden hier bewusst großgeschrieben und beziehen sich nicht auf die reelle Hautfarbe oder eine biologische Eigenschaft. Die Antirassismus-Bewegung nutzt diese Bezeichnungen, um Rassismus in der Sprache entgegenzutreten: "Weiß" (alternativ: *weiß*) und "Weißsein" soll auf die sozialen, politischen und kulturellen Privilegien von Menschen hinweisen, die nicht Rassismus ausgesetzt sind und sich deshalb in einer machtvolleren, gesellschaftlichen Position befinden. "Schwarz" und "Schwarzsein" ist eine Selbstbezeichnung.

In Deutschland hat es – im Vergleich z.B. zu England, Frankreich oder den Niederlanden – besonders lange gedauert, Rassismus als ein gesellschaftliches Problem zu thematisieren. Ein Grund für diese Zurückhaltung wird in der deutschen Geschichte gesehen: Millionen Juden und Jüdinnen, als slawisch markierte Menschen aus Süd-Osteuropa und Russland sind aufgrund ihrer zugeschriebenen ‚Rasse‘ ermordet, vertrieben und barbarisch diskriminiert worden. 1945 wurde als Bruch mit dieser rassistischen Vergangenheit begriffen und die Erzählung von dem Neubeginn eines Landes, in dem Rassismus keinen legitimen Platz mehr hat, gehörte zur DNA der deutschen Gesellschaft; auch die personelle Kontinuität aus der Nazizeit wurde geduldet.³ Wenn trotzdem rassistisches Gedankengut oder rassistisch motivierte Handlungen beobachtet werden konnten, so wurden dafür rechtsextreme bzw. rechtsradikale Akteure verantwortlich gemacht. Die deutsche Gesellschaft blieb unberührt von Rassismus; sie hatte ihn an ‚die Rechten‘ entsorgt.

Rassistisches Wissen war und ist allerdings nicht mit dem Nationalsozialismus verschwunden. Historische Studien machen deutlich, wie sehr Lieder, Belletristik und Kunstwerke, Kinder- und Schulbücher, sozialwissenschaftliche Perspektiven und Methoden, pädagogische Theorien und Konzepte von kollektiv verfügbaren kolonialistischen und rassistischen Bildern und Vorstellungen geprägt sind. Dieses tradierte rassistische Wissen hat auch eine entscheidende Rolle auf dem schwierigen Weg Deutschlands hin zu einer Gesellschaft, die sich selbst als eine Einwanderungsgesellschaft begreift, gespielt (Alexopoulou 2020). Alexopoulou zeigt am Beispiel der beharrlichen Binarität der Begriffe ‚Ausländer‘ und ‚Deutscher‘ die Kontinuitätslinie von Rassismus in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. ‚Ausländer‘ ist hier nicht nur formaljuristisch gemeint, sondern besitzt eine „biologistische, Herkunft wertende und hierarchisierende und damit an Rassekonzepte anschließende Bedeutungsdimension“ (Alexopoulou 2018, S. 22). Von ‚Ausländerfeindlichkeit‘ – das R-Wort wurde gemieden – waren die jeweils ‚Anderen‘, die (kulturell) ‚Fremden‘ betroffen: nach dem Krieg die ‚Ostarbeiter‘ und die ‚Schwarzen GI‘, in meiner Kindheit der 1950er Jahre die ‚Zigeuner‘⁴, dann die italienischen ‚Spaghettifresser‘, später die ‚Türken‘, die ‚Muslime‘ und die ‚Asylanten‘ bzw. ‚Flüchtlinge‘; für ‚Weiße‘ Niederländer und Engländerinnen gilt dieses Schema nicht.

"Schwarzsein" bedeutet, dass Menschen durch gemeinsame Erfahrungen von Rassismus miteinander verbunden sind und auf eine bestimmte Art und Weise von der Gesellschaft wahrgenommen werden (Ogette 2019).

³ In diesem Text beziehe ich mich bei historischen Bezügen bis 1990 primär auf Westdeutschland. Auf sehr unterschiedliche Weise galt die Tabuisierung des Rassismus jedoch ebenso in der DDR, wie mittlerweile auch Romane lebendig machen (u.a. Präkels 2017; Geipel 2019).

⁴ Das Z-Wort ist eine Fremdbezeichnung und gilt bei den meisten Angehörigen der unterschiedlichen Rom-Communities in Europa als Schimpfwort (Bogdal 2014). Roma und (weiblich) Romnija ist europaweit eine Sammelbezeichnung für die verschiedenen Gruppen. In Deutschland wird oft das Wortpaar Sinti und Roma benutzt; gemeint sind damit auch alle Untergruppen.

Die postmigrantische Gesellschaft

Heute leben wir in einer postmigrantischen⁵ Gesellschaft, also einer Gesellschaft, die quantitativ und qualitativ durch die Erfahrung von Migration geprägt ist. Sie hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte politisch, kulturell und sozial durch Migrationsprozesse verändert und wird dies auch weiter tun. Die Bezeichnung postmigrantisch erhebt Einspruch gegen hegemoniale Migrations- und Integrationsdebatten. Das Präfix ‚post‘ will deutlich machen, dass das defizitär konstruierte Migrantische und das binäre Gegenüber von ‚wir‘ und die ‚anderen‘ als Kategorien zur Beschreibung der heutigen pluralen Gesellschaft nicht taugen, sondern dekonstruiert werden müssen. Vielmehr braucht es Perspektiven, die sich nicht mehr auf Migration als soziales Problem konzentrieren, sondern soziale Aushandlungsprozesse in Politik, Kultur und Bildung, in der Wirtschaft und auch in den privaten Haushalten über Zugehörigkeiten, Zuschreibungen und Benennungen, über Rechte und Teilhabe, Anerkennung und Diskriminierung – so auch über Rassismus (Foroutan 2019).

Ein Viertel der gegenwärtigen deutschen Bevölkerung ist eingewandert oder hat als Nachkommen von Arbeitsmigrant*innen, Geflüchteten und von Menschen, die nach dem Studium oder der Heirat hier geblieben sind, eine familiäre Migrationsgeschichte; unter Vorschulkindern sind es bereits 40 Prozent (bpb 2020). In Deutschland leben heute christlich, muslimisch, jüdisch und nicht religiös sozialisierte Einwohner*innen, sie bezeichnen sich als Deutsche oder Ostdeutsche, manche als Neue Deutsche, Schwarze Deutsche, Personen of Color, Sinti und Roma, Polnisch-Deutsche, Türkisch- oder Kurdisch-Deutsche und vieles mehr. In dem Manifest für eine plurale Gesellschaft des postmigrantischen Netzwerks ‚neue deutsche organisationen e.V.‘ heißt es: „Deutschland ist eine plurale Gesellschaft und das ist gut so. Nicht nur *weiße* Menschen, auch Millionen Schwarze und People of Color (BPoC) sind hier zuhause. Trotzdem mangelt es noch immer an ausreichend Sichtbarkeit und Repräsentation. Wenn in Medien oder in der Politik von einem kollektiven, inländischen ‚wir‘ die Rede ist, sind wir oft nicht inbegriffen. Sogar unsere Daseinsberechtigung wird immer wieder diskutiert. Wir finden, da gibt es nichts zu diskutieren. Das ist auch unser Land. Und wir machen es erst zu dem, was es ist: eine postmigrantische Gesellschaft in einer demokratischen Republik“ (ndo 2020).

Die Menschen mit einer eigenen oder familiären Migrationsgeschichte sind nicht mehr die *Underdogs* (so eine abfällige Bezeichnung der Gastarbeiter*innen in den Fabriken und Putzkolonnen), sondern schon längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Heute gestalten sie Gesellschaft in allen Berufsfeldern, in kleinen und großen Organisationen und Institutionen, in Wirtschaft, Staat und Zivilgesellschaft. Nicht wenige gehören mittlerweile zur Elite – insbesondere in den Bereichen Medien, Kultur und Religion, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, wenn sie (ähnlich wie Ostdeutsche) insgesamt auch noch unterrepräsentiert sind (DeZIM Institut 2020). Doch selbst wenn ein Schriftsteller wie Navid Kermani 2015 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhält oder Virologen wie Uğur Şahin und Özlem Türeci jüngst einen Impfstoff gegen Covid-19 entwickeln, halten sich

⁵ Die Bezeichnung postmigrantisch wurde in Deutschland durch die Berliner Theater-Intendantin Şermin Langhoff bekannt, indem sie dem Theater Ballhaus Naunynstraße den Namen „Postmigrantisches Theater“ gab; heute ist sie Intendantin des Maxim Gorki Theaters.

hartnäckig ausgrenzende und abwertende Denkfiguren von ‚den Migranten‘, die als fremd, kulturell anders und letztlich nicht dazu gehörend gelesen werden. Annette Treibel entdeckt eine Ursache für diese erstaunlich stabile Abwehrhaltung in den veränderten Machtverhältnissen in Deutschland. Gerade weil migrantische Deutsche heute auch zu den Etablierten zählen, werden sie angefeindet, „bedrohen sie doch vermeintlich am stärksten den Status der Einheimischen“ (Treibel 2015, S. 146). Ihr Appell „Integriert Euch!“ richtet sich denn auch besonders an die „Integrationsverweigerer ohne Migrationshintergrund“, die der in großen Teilen unauffällig stattgefundenen Integration von Einwanderern kritisch bis ambivalent gegenüberstehen“ (ebd., S. 157).

In jeder Krise – seien es die syrischen Geflüchteten vor den Toren Europas 2015 oder die Terroranschläge muslimischer Fundamentalisten in Halle, Paris und Wien 2019/2020 – müssen migrantisch markierte Menschen damit rechnen, dafür verantwortlich gemacht zu werden. Dabei handelt es sich um changierende Etikettierungen: mal wird auf die Religion, mal auf die nationale oder ethnische Herkunft abgehoben, dann geraten asiatisch gelesene Menschen in den Fokus – wie während der Coronapandemie. Sie erfahren eine besondere Aufmerksamkeit in Form von Blicken oder rassistischen Pöbeleien, verschärften polizeilichen Kontrollen und in öffentlichen Debatten. Dann rettet sie weder ein akademischer Abschluss oder beruflicher Erfolg, nicht die gute Nachbarschaft, noch ihr zivilgesellschaftliches Engagement. Auch wenn sie in Deutschland geboren oder hier schon in die Kita gegangen sind: sie müssen täglich – und in Krisenszenarien unausweichlich – damit rechnen, als die anderen Migrant*innen wahrgenommen zu werden, die unaufhörlich zurück auf Los geschickt werden. Doch wehe, diese Wahrnehmungsmuster werden als rassistisch bezeichnet. Der Vorwurf, rassistisch zu sein, gilt in Deutschland als eine der größten Beleidigungen (in der Eingangserzählung nimmt der Beschuldigte lieber eine Kündigung hin, als sich für sein rassistisches Handeln zu entschuldigen). Alice Hasters konstatiert: „Selten fühlen sich weiße Menschen so angegriffen, missverstanden und allein wie dann, wenn man sie oder ihre Handlungen ‚rassistisch‘ nennt. Das Wort wirkt wie eine Gießkanne voller Scham, ausgekippt über die Benannten. Weil die Scham so groß ist, geht es im Anschluss selten um den Rassismus an sich, sondern darum, dass ich jemandem Rassismus unterstelle“ (2020, S. 4).

Die meisten Weißen Menschen sind in Deutschland noch nicht geübt, über Rassismus zu sprechen; den von Rassismus betroffenen Menschen bleibt oft nichts anderes übrig. Eine pluraler werdende postmigrantische Gesellschaft braucht aber genau das: öfter, qualifizierter und fehlerfreundlicher miteinander über rassistische und antisemitische Strukturen und Praktiken zu kommunizieren und darüber konstruktiv zu streiten, wie mit Rassismus in den unterschiedlichen Feldern umzugehen ist.

Was heißt eigentlich Rassismus?

In einem britischen Kinder- und Jugendbuch heißt es schlicht: „Rassismus sind persönliche Vorurteile und Ressentiments UND systemischer Machtmissbrauch durch Institutionen“ (Jewell 2020, S. 32). Etwas komplizierter wird von alltäglichem und strukturellem oder institutionellem Rassismus gesprochen.

Alltagsrassismus meint historisch gewordene⁶ und kollektiv verfügbare Wahrnehmungs-, Handlungs- und Beurteilungsmuster, welche von Individuen und Gruppen verinnerlicht worden sind. Es ist nicht einfach, sie wieder loszuwerden: „Es kann zum Beispiel sein, dass man am Tag gegen Rassismus demonstriert – und trotzdem Angst bekommt, wenn ein Schwarzer Mann einem nachts über den Weg läuft. Oder dass man kurz überrascht ist, wenn eine Frau mit Hijab perfekt Deutsch spricht“ (Hasters 2020, S. 5). Solche Praktiken geschehen selten bewusst oder wollen verletzen; sie verletzen trotzdem. In den Augen der erschrockenen oder erstaunten Weißen Person gelten sie meist als belanglos. Für Schwarze Menschen oder Frauen mit Kopftuch wirken solche Praktiken wie „Mückenstiche“ – „kaum sichtbar, im Einzelnen auszuhalten, doch in schierer Summe wird der Schmerz unerträglich“ (ebd.). Auch die Herkunftsfrage (*Woher kommst du? Münster. Nein, ich meine, woher kommst du eigentlich?*) klingt in den Ohren der gefühlt unzählige Male danach Befragten nicht mehr interessiert, neugierig oder wohlwollend. Es überwiegt der Subton der Verweisung (*du bist nicht von hier oder du gehörst nicht dazu*). In Deutschland sind Millionen Menschen diesen – unkalkulierbar über sie hereinbrechenden – Mikroaggressionen aufgrund des Akzents, des Familiennamens, des Geburtsortes, des Aussehens oder der als nicht Weiß wahrgenommenen Hautpigmentierung ausgesetzt. Auch Weißen Müttern Schwarzer Kinder oder Schwarzen Müttern Weiß gelesener Kinder kann es jederzeit passieren, dass ihre Mutterschaft infrage gestellt wird. Schließlich wachsen Millionen Kinder und Jugendliche in Deutschland mit Rassismuserfahrungen auf, ohne dass sie darüber reden können; in den Bildungseinrichtungen finden sie selten ein offenes Ohr (Scharatow 2017).

Struktureller Rassismus meint in Bildungswesen und Wissenschaft, Gesundheitsfürsorge, Medien und Unterhaltung, Politik und Wirtschaft, Wohnungswesen, Banken, Strafjustizsystem und Polizei geronnene rassistische Praktiken in Form von Gesetzen und Regeln, Normen und Werten, Routinen und Netzwerken. Mittlerweile bezeugen viele Studien und Erfahrungsberichte rassistische Strukturen am Arbeitsplatz (z.B. Personalrekrutierung), bei der Wohnungssuche (segregierte Stadtviertel), in der Schule (Kriterien bei Schulempfehlungen), in der Polizei (Racial Profiling) oder in der Justiz (umso beachtlicher sind die eingangs berichteten Gerichtsurteile zu Alltagsrassismus). Menschen haben die dominante Kultur der Institutionen, in denen sie arbeiten, verinnerlicht und erhalten meist unbewusst rassistische Strukturen (und damit verknüpft soziale Schließungen und weitere Diskriminierungsformen) aufrecht. Die Führungskräfte in Unternehmen und Verwaltung, die Professoren und Lehrerinnen, die Ärzte und Therapeutinnen bleiben zudem

⁶ Der Geschichte des Rassismus zu folgen, führt im Rahmen des Newsletter zu weit. Hinweisen möchte ich auf eine weitere Black Box, die hier aufscheint: die Kolonialgeschichte. Über den deutschen Kolonialismus und seine rassistischen Wirkungen bis heute wird ähnlich wenig gesprochen, gelehrt und gewusst wie über Rassismus.

immer noch weitgehend unter sich: es sind Weiße Menschen ohne Rassismuserfahrungen. Sie gehen selbstverständlich davon aus, dass ihnen ihre Privilegien zustehen und sie wissen sie – meist unbewusst – mit allen Mitteln zu verteidigen. Struktureller Rassismus gilt als ein Garant für die bestehende gesellschaftliche Ordnung und für damit einher gehende internalisierte Überlegenheitsgefühlen bei Weißen Menschen. Der Begriff *White Supremacy* meint genau das: Es geht nicht nur um Einstellungen und Verhalten, sondern um Macht- und Herrschaftsfragen.

Rassismen statt ‚Rassen‘ – und der intersektionale Blick

Die Wissenschaft ist sich einig: Menschliche Rassen gibt es nicht. Im Grundgesetz steht der Begriff aber an prominenter Stelle. Im Parlament zeichnete sich am 27. November eine klare Mehrheit dafür ab, den Begriff ‚Rasse‘ in Artikel 3 Absatz 3 des Grundgesetzes („Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden“) ersetzen zu wollen. Alternativ wird der Begriff Rassismus diskutiert.

Bis dahin war es ein langer Weg. ‚Rassen‘ sind eine Erfindung von Biologen, Medizinern und Genetikern, Sozial- und Bevölkerungswissenschaftlerinnen, von Anthropologen und Ethnologinnen (King 2020)⁷. Für eine grundlegende Neuorientierung brauchte es politischen Druck und soziale Kämpfe im wissenschaftlichen Feld. Angestoßen durch soziale Bewegungen setzt sich ganz allmählich auch in der breiteren Öffentlichkeit die Erkenntnis durch, dass *Race* bzw. ‚Rasse‘⁸ ein soziales Konstrukt ist, das erst durch seine Verwendung wirksam wird. Ein Merksatz ist: Rassismus gibt es nicht, weil es ‚Rassen‘ gibt, sondern an ‚Rassen‘ wird geglaubt, weil es Rassismus gibt. Insofern ist auch die Grundgesetzänderung überfällig. Sollte das Grundgesetz doch vor rassistischen Praktiken und Strukturen schützen und nicht biologistischen Differenzvorstellungen Vorschub leisten. (Ähnlich könnte hier allerdings auch dafür argumentiert werden, z.B. Geschlecht durch Sexismus zu ersetzen.) In rassismuskritischen Ansätzen wird inzwischen von Rassismen (Plural!) gesprochen, um den unterschiedlichen (historischen, nationalen, lokalen und sozialen) Kontexten sowie den zahlreichen Spielarten in Form von Antisemitismus, Anti-Romatismus (auch Antiziganismus), Rassismus gegen Schwarze oder Feindseligkeit gegenüber Muslimen gerecht zu werden.

⁷ Unter zahlreichen Titeln über ‚Rasse‘ als soziale Konstruktion vermittelt der Sammelband von Fereidooni und El (2018) einen guten Überblick über den theoretischen wie empirischen Forschungsstand.

Hier sei mir auch eine Empfehlung für Menschen, die noch eine Weihnachtslektüre suchen, erlaubt: Das Buch von Charles King (2020) „Schule der Rebellen“ vermittelt auf spannende Weise ein Stück Wissenschaftsgeschichte, die uns alle geprägt hat. *By the way* machen die Leser*innen dabei auch die Bekanntschaft mit einer Indigenen und einer Schwarzen US-Wissenschaftlerin, die vollkommen in Vergessenheit geraten waren.

⁸ Im Gegensatz zu *Race* im angloamerikanischen Raum wird ‚Rasse‘ in Deutschland meist in Anführungsstriche gesetzt, um die sozialkonstruktivistische Lesart hervorzuheben. Zum einen wirken hier die Schrecken der Deutschen Geschichte und der Shoah nach, zum anderen kann in den USA beobachtet werden, dass *Race* weniger als in Deutschland biologistisch gedeutet wird. So wird *Race* von BIPOC als Bezeichnung ihrer sozialen Position in der Gesellschaft verwendet.

Schließlich haben wir sozialen Bewegungen im Umfeld von Antirassismus und Migration, aber auch von Queer und Behinderung ein allgemein fluideres Verständnis von Kategorien wie *Race* und *Gender* zu verdanken. So meint die Orientierung hin zu mehr *Diversity* heute nicht nur eine größere Differenzfreundlichkeit im Sinne von mehr Respekt und Empathie für ALLE, sondern auch zugleich mehr Differenzreflexivität. Also die Reflexion darüber, wie, wann und warum ich Menschen als different wahrnehme oder ihre Handlungen oder ihr Aussehen kulturalisierend oder geschlechterorientiert deute. Die Orientierung hin zu mehr *Intersectionality* meint die Überschneidung und Gleichzeitigkeit von verschiedenen Diskriminierungskategorien gegenüber einer Person. Eine intersektionale Perspektive verknüpft beispielsweise den rassismuskritischen Blick mit Geschlechterfragen sowie mit weiteren differenzierenden Kategorien wie Alter, Behinderung und chronische Krankheiten, Religion/Weltanschauung, sexuelle Identität und Körper, Bildung und soziale Herkunft (Degele 2019; Marten/Walgenbach 2017). Auch das 2006 in Kraft getretene Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (umgangssprachlich: Antidiskriminierungsgesetz) nimmt vermehrt Diskriminierungen und Teilhabechancen in Hinblick auf sich überkreuzende Zuschreibungen in den Blick (ADS 2020).

Eine intersektionale Herangehensweise bildet die Lebensumstände der Menschen realistischer ab. Wer als Schwarze Deutsche, Muslima oder Jude von Rassismus betroffen ist, genießt vielleicht zugleich die Anerkennung als akademisch gebildete Führungskraft. Wer als Mann of Color bei der Wohnungssuche auf rassistisch motivierte Barrieren stößt, kann vielleicht in anderen Kontexten von seiner männlichen Dominanz profitieren. Wer als Weiße Frau der sexualisierten Gewalt des Partners ausgesetzt ist oder im Beruf unter sexistischen Beleidigungen leidet und an gläserne Decken stößt, erlebt sich vielleicht gegenüber Frauen, die ein Kopftuch tragen, als Schwarz gelesen oder primär als ‚Ausländerin‘ oder ‚Flüchtling‘ wahrgenommen werden, als privilegierte Arbeitgeberin im privaten Haushalt, als bevorzugte Konkurrentin auf dem Arbeitsmarkt oder – unbewusst – als ‚kulturell‘ überlegene Sozialarbeiterin, Supervisorin...

Rassismuskritisches Handeln in der postmigrantischen Gesellschaft

Rassismuskritisches Handeln ist kompliziert. Denken wir allein an das Benennungsparadox: Wenn ich z.B. von Schwarzen und Weißen oder Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte spreche, dann geht damit die Vorstellung von homogenen sozialen Gruppen einher, die ich doch gerade vermeiden möchte. Um sichtbar zu sein und handlungsfähig zu werden, sind soziale Bewegungen jedoch immer darauf angewiesen, sich als soziale Akteure mit bestimmten Interessen und Repräsentationsansprüchen darzustellen. Rassismus oder Sexismus können nur kritisiert werden, wenn auch benannt wird, wer rassistisch und/oder sexistisch diskriminiert wird. Das Dilemma bleibt bestehen: Zum einen sind marginalisierte und diskriminierte Gruppen in ihrer politischen und widerständigen Praxis auf eine starke und einheitliche Selbstrepräsentation angewiesen, zum anderen müssen essenzialisierende Zuschreibungen immer wieder als nicht natürlich analysiert und zurückgewiesen werden. Ähnlich ist *Colorblindness* nicht hinreichend. So sehr es von Respekt zeugt, vollkommen unnötig oder schlicht selbstverständlich ist, Hautfarbe und Aussehen

nicht zu thematisieren, so geraten die Realitäten aus dem Blick, wenn in hierarchisch und rassistisch geordneten Unterdrückungsverhältnissen das Schwarz- und Weißsein (oder Mann-, Frau- und Transsein) einfach verleugnet werden.

Ein weiterer Stolperstein: Während im Aktivismus die Vorsilbe ‚anti‘ eine klare Haltung gegen Rassismus signalisiert, wird in der Forschung und Pädagogik eher von *rassismuskritisch* gesprochen. Damit soll unterstrichen werden, dass Rassismus auf kollektiv verfügbarem Wissen beruht und seine Zumutungen, (Selbst- und Fremd-) Bilder und Erwartungen inkorporiert sind. Rassismuskritische Bildungs- und Sozialarbeit sind sich dieser Verstrickungen in die gesellschaftlichen Verhältnisse bewusst; ‚anti‘ zu sein reicht nicht. Tatsächlich halten sich auch in sozialen Berufen hartnäckig ontologische Denkfiguren von religiösen Gruppen oder nationalen Minderheiten, denen bestimmte kulturelle Eigenheiten (auch: Identitäten) und damit einhergehende Verhaltensweisen und Vorlieben zugeschrieben werden (Hasenjürgen 2019). Amartya Sen spricht hingegen von „pluralen Identitäten“: Menschen machen Erfahrungen mit ihrer Sprache, ihrem Land, wo sie aufwachsen, ihrer Religion und Tradition, ihren Geschichten von Herrschaft und Widerstand und sie interpretieren sie häufig als ihre kulturelle Identität. Solche Erfahrungen können die Quelle von Selbstvertrauen, Emanzipation und Empowerment sein (Dyke 2019). Aber auch von Hass: „Gewalt wird dadurch angefacht, dass man leichtgläubigen Leuten, die in die Hände von kundigen Fachleuten des Terrors fallen, ausschließliche Identitäten aufschwätzt“ (Sen 2020, S. 18).

Viele Fremdzuschreibungen – wie die Bilder von der Zerrissenheit migrantischer Identität oder ihre Fremdverortung zwischen zwei Stühlen – und Vorstellungen von Integration und Leitkultur greifen zu kurz, wenn lediglich kulturelle und religiöse Anpassung gefordert wird; denn gerade die Anerkennung von Verschiedenheit schafft eine wirkungsvolle Voraussetzung dafür, dass sich Menschen zugehörig fühlen. Schließlich stehen die gut gemeinten Ansätze, die sich um den so genannten interkulturellen und interreligiösen Dialog und die Förderung interkultureller Kompetenz bemühen, in der Kritik. Verbergen sich hinter diesen Sprachgebilden nicht eingeübte Vorstellungen von zwei als homogen konstruierten Gruppen? Etwa des (Weißen) ‚wir‘ – zu dem sich die meisten Professionellen unbewusst selbst zählen – und der (migrantischen) ‚anderen‘? Werden so nicht Bilder von z.B. ‚den‘ Christen, ‚den‘ Muslimen oder ‚den‘ Juden reproduziert, obwohl es sich doch um in vielfacher Hinsicht heterogene Gruppen handelt?

Czollek (2020; 2018) plädiert in seinen Streitschriften für eine demokratisch-postmigrantische Gesellschaft der radikalen Vielfalt, in der beispielsweise auch die Vielfalt des jüdischen Lebens zur Kenntnis genommen und anerkannt wird. Juden und Jüdinnen in Deutschland sind es leid, auf die Rolle als Opfer der Shoah festgelegt zu werden; ebenso wollen sie nicht dazu instrumentalisiert werden zu bestätigen, dass die deutsche Gesellschaft ihre mörderische Vergangenheit erfolgreich verarbeitet hat; auch ständig nach ihrer Meinung zur israelischen Politik befragt zu werden, verärgert ähnlich wie die ‚Herkunftsfrage‘. Die etwa 200 000 derzeit in Deutschland lebenden Juden und Jüdinnen unterscheiden sich wie alle anderen Menschen nach Alter, Einkommen und Bildung, Begehren, Körpern, Weltanschauung; sie sind in Deutschland geboren oder sind aus Russland, Osteuropa, Israel, dem Jemen, Äthiopien, dem Irak, Frankreich oder den USA eingewandert. Etwa die Hälfte von ihnen ist in jüdischen (mehr oder weniger orthodoxen

wie liberalen) Gemeinden organisiert. Nicht alle haben eine familiäre Verbindung zur Shoah. Sie können auch nicht alle Klarinette spielen, wie Czollek ironisch anfügt. Und etwas ernster: „Stattdessen bringen sie Geschichten mit, die den Erwartungen der jüdischen und nichtjüdischen Öffentlichkeit nicht entsprechen. Die damit einhergehende Vielfalt jüdischer Geschichten kann die anhaltend hohe Nachfrage nach ganz bestimmten Judenfiguren kaum decken. Uns allen sind für diese Vielfalt noch keine Ohren gewachsen. Das gilt auch für die jüdischen Institutionen in diesem Land, die ihre Rolle im Gedächtnistheater nur zögerlich reflektieren oder gar verändern wollen“ (Czollek 2018, S. 9).

Dieses Beispiel von Juden und Jüdinnen in Deutschland lässt sich in Teilen auf andere tatsächliche oder vorgestellte soziale Gruppen übertragen. Auch Muslime und Muslima, Roma und Romnija, Schwarze Männer und Frauen of Color haben gemeinsam, dass sie verschieden sind. Auch sie bringen Geschichten mit, die weder den Erwartungen der eigenen Community, noch ihren offiziellen Repräsentanten oder auch der breiteren Öffentlichkeit unbedingt entsprechen. Die deutsche Gesellschaft wird pluraler und heterogener. Konflikte werden zunehmen und sie wollen gestaltet werden. Aladin El-Mafaalani (2018) zeigt anschaulich, wie gerade gelungene Integrationsprozesse sogar zu mehr statt zu weniger Konflikten führen werden: Denn jetzt sitzen zunehmend unterschiedlicher sozialisierte und zugleich kompetentere Menschen mit höheren Erwartungshaltungen mit am Tisch, um über Lösungen zu streiten. Um in dieser postmigrantischen Gesellschaft anzukommen, können Professionelle in sozialen Berufen einen sinnvollen (pädagogischen, moderierenden, supervisierenden) Beitrag leisten – allerdings unter der Voraussetzung, dass sie sich kontinuierlich mit rassismus-, kultur- und identitätskritischem Wissen auseinandersetzen und eigene Normalitäts- und Kulturvorstellungen problematisieren. Gefragt ist ein grundlegender Perspektivwechsel: „Nicht die Beiträge jüdischer und anderer Minderheiten zur *deutschen Kultur* machen sie zu wertvollen Teilen der Gesellschaft, sondern ihre Perspektiven sind die Quellen, aus der diese sogenannte deutsche Kultur erst entsteht“ (Czollek 2020, S. 174) – das meint für Czollek dann „Gegenwartsbewältigung“.

Für eine bessere Gesellschaft

In diesen Tagen wurde an den Tod des angolanischen Vertragsarbeiters Amadeu Antonio in Eberswalde (Brandenburg) erinnert, der am 25. November 1990 ins Koma geprügelt wurde. Die Täter waren Schläger, Neonazis und Rechte. Mit diesen Rassisten wollte niemand in einen Topf geworfen werden. Etwa eine Generation später haben im Oktober 2018 240 000 Menschen in Berlin unter dem Motto #unteilbar gegen Rassismus und für eine bessere Gesellschaft demonstriert, in der ALLE Menschen geschützt werden. Vor wenigen Monaten gab es deutschlandweite Proteste nach dem Mord an dem Schwarzen US-Amerikaner Georg Floyd, in denen alltäglicher und struktureller Rassismus wie rassistisch motivierte Polizeigewalt auch hierzulande angeklagt wurden.⁹ Die Amadeu Antonio Stiftung blickt anlässlich des Todestages von Amadeu auf die vergangenen 30 Jahre und konstatiert

⁹ Ein gut dokumentiertes Beispiel ist der Tod von Oury Jalloh (2005) in einem Dessauer Gefängnis, dessen Todesumstände bis heute nicht geklärt werden konnten.

merkliche Fortschritte: „Verglichen mit der Verunsicherung, der Ohnmacht und vor allem dem Gefühl des Alleinseins unter Schwarzen Menschen (...) 1990 sind wir 30 Jahre, also eine Generation später, etwas weiter. Als Gesellschaft noch längst nicht weit genug. Aber wie weit wir kommen, liegt nicht nur in der Hand der Schwarzen Bevölkerung Deutschlands. Das entscheidet maßgeblich auch die Bereitschaft Weißer Menschen, die Ärmel hochzukrempeln und an ihrem Selbstverständnis zu arbeiten“ (Amadeu Antonio Stiftung 2020).

Schwarz- und Weißsein sind keine Stempel. Auch Weiße Menschen können sich entscheiden, sich für eine Gesellschaft einzusetzen, in der alle selbstverständlich dazu gehören bzw. sich zugehörig fühlen dürfen, wenn sie das möchten. Eine Gesellschaft, in der sich auch postmigrantische, muslimische, jüdische und rassismuskritische Perspektiven in den gesellschaftlichen Erzählungen wiederfinden. Doch dann sind Weiße herausgefordert, sich kritisch mit ihren Privilegien auseinanderzusetzen. Das braucht Übung. Noch bezeichnen sich nur wenige Menschen als Weiß, eine Hautfarbe haben immer nur andere. Vielmehr werden die eigenen (nationalen, städtischen, beruflichen) Zugehörigkeiten und die damit verbundenen Vorteile als so selbstverständlich wahrgenommen, dass sie noch gar nicht als Probleme auf dem Radar sind; thematisiert werden Aussehen, Sprache und Herkunft sowie die Kämpfe und Ausgrenzungen der Nicht-Weißen. Solidarität zu zeigen und Verbündete von Menschen zu sein, die von Rassismen betroffen sind, setzt jedoch eine kritische Analyse des eigenen toxischen Weißseins voraus – auch wenn der Abschied von einer Weißen Dominanz nicht einfach ist (Wiedemann 2019). Über Rassismus sprechen heißt auch, Privilegien als Weiße kritisch zu reflektieren.

Literatur

ADS Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2020). Berlin. www.antidiskriminierungsstelle.de (Abfrage: 1.12.2020).

Alexopoulou, Maria (2020): Deutschland und die Migration: Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen. Ditzingen.

Alexopoulou, Maria (2018): Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. In: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte 68, H. 38-39, S. 18-24.

Amadeu Antonio Stiftung (2020): Ermutigung, H. 25, S. 1. www.amadeu-antonio-stiftung.de/publikationen/ermutigen-no-25/ (Abfrage: 1.12.2020).

APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte (2020): (Anti-) Rassismus 70, H. 42-44. www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/316777/anti-rassismus (Abfrage: 1.12.2020).

Bogdal, Klaus-Michael (2014): Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung. Frankfurt/M.

bpb Bundeszentrale für politische Bildung (2020): Zahlen und Fakten. Die soziale Situation in Deutschland. www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61646/migrationshintergrund-i (Abfrage: 1.12.2020).

Czollek, Max (2020): Gegenwartsbewältigung. München.

Czollek, Max (2018): Desintegriert Euch! München.

Degele, Nina (2019): Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 341-348.

DeZIM Institut (2020): Teilhabe ohne Teilnahme? Wie Ostdeutsche und Menschen mit Migrationshintergrund in der bundesdeutschen Elite vertreten sind. In: DeZIM Research Notes +. #DRN 4/20. Berlin. www.dezim-institut.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Eliten/ResearchNotes_04_201030_ansicht.pdf (Abfrage: 1.12.2020).

Dyke, Silke van (2019): Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus. In: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte 69, H. 09–11, S. 25-32.

El-Mafaalani, Aladin (2018): Das Integrationsparadox. Köln.

Fereidooni, Karim/El, Meral (Hrsg.) (2017): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden.

Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld.

Geipel, Ines (2019): Umkämpfte Zone. Mein Bruder, der Osten und der Hass. Stuttgart.

Hasenjürgen, Brigitte (2021 i.E.): Rassismus an der Hochschule. Was tun für eine rassismuskritische Hochschulentwicklung. In: Spetsmann-Kunkel, Martin/Breidel,

Julia/Baum, Markus (Hrsg.): Rechte Verhältnisse in Hochschule und Gesellschaft – Rassismus, Rechtspopulismus und Extreme Rechte zum Thema machen. Leverkusen.

Hasenjürgen, Brigitte (2019): BildungsUnGleichheiten – Ein Forschungsrahmen zur Analyse von Kulturalisierungen in Bildungsprozessen. In: Hasenjürgen, Brigitte/Spetsmann-Kunkel, Martin: Kulturalisierungsprozesse in Bildungskontexten. Bildungsaspirationen von Jugendlichen aus Südosteuropa. Baden-Baden, S. 13-38.

Hasters, Alice (2020): Mückenstiche mit System. Zum Umgang mit Alltagsrassismus. In: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte 70. H. 42-44, S. 4-7.

Jewell, Tiffany (2020): Das Buch vom Anti-Rassismus. Berlin.

King, Charles (2020): Schule der Rebellen. Wie ein Kreis verwegener Anthropologen Race, Sex und Gender erfand. München.

Marten, Eike/Walgenbach, Katharina (2017): Intersektionale Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden, S. 157-171.

ndo neue deutsche organisationen e.V. (2020): Manifest für eine plurale Gesellschaft. www.neuedeutsche.org/de/artikel/manifest-fuer-eine-plurale-gesellschaft-1/ (Abfrage: 1.12.2020).

Ogette, Tupoka (2019): Wie wir Rassismus in der Sprache verhindern. Interview. www.br.de/puls/themen/leben/rassismus-in-der-sprache-100.html (Abfrage: 1.12.2020)

Präkels, Manja (2017): Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß. Berlin.

Rath, Christian (2020): Wer hetzt, fliegt aus dem Betrieb. In: TAZ vom 25. November 2020, S. 6.

Scharathow, Wiebke (2017): Jugendliche und Rassismuserfahrungen. Kontexte, Handlungsherausforderungen und Umgangsweisen. In: Fereidooni, Karim/El, Meral (Hrsg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden, S. 107-127.

Sen, Amartya (2020): Identität und Gewalt. München.

Treibel, Annette (2015): Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland. Frankfurt/M. und New York.

Wiedemann, Charlotte (2019): Der lange Abschied von der weißen Dominanz. München.